

Bach hat es auch so gemacht

■ PETER PLANYAVSKY im Gespräch mit MARTIN GROSS

Peter Planyavsky zählt als Organist, Lehrer und Komponist zu den zentralen Persönlichkeiten der liturgischen Musik in Europa. Einiges Aufsehen hat die Beendigung seines Dienstes als Domorganist von St. Stephan im Jahr 2005 und wenig später sein Buch „Gerettet vom Stephansdom“ verursacht. Heuer feierte Peter Planyavsky seinen 60. Geburtstag. Martin Gross führte das folgende Gespräch mit ihm.

Sie sind bereits als Teenager in der Orgelklasse Anton Heillers gesessen. Seit wie vielen Jahren komponieren Sie Musik für Liturgien?

Das geht jetzt schon seit über 40 Jahren so. Überall, wo ich in der Kirchenmusik tätig war. Angefangen hat das in Wien, in Neu Ottakring, meiner ersten Organistenstelle. Irgendein Bedarf entsteht immer. Da braucht man etwas für den nächsten Sonntag, oder jemand wünscht sich Musik zu einem Text, der noch nicht vertont wurde. Da macht man das schnell – zunächst einfach, später dann auch komplizierter und künstlerisch anspruchsvoller.

Waren die Aufgabenstellungen vor 40 Jahren andere oder sind sie in all den Jahren unverändert geblieben?

Die Aufgaben haben sich im Grunde nicht verändert. Du hast einen Chor mit ganz bestimmten Möglichkeiten, zwei Tenöre, aber dafür sieben Soprane. Das nächste Mal eine ganz andere Situation: starke Männerstimmen, schwache Soprane. Man stellt sich darauf ein. Bitte mich nicht miss zu verstehen, aber ich glaube, Bach hat es auch nicht anders gemacht. Man nimmt, was man kriegt und versucht, das Beste heraus zu holen.

Das klingt nach einer Gratwanderung zwischen Machbarkeit und künstlerischem Anspruch.

Natürlich ist es eine Gratwanderung, aber man entkommt ihr nicht. Der künstlerische Anspruch kann von Mal zu Mal verschieden

hoch angesetzt werden, aber er wird immer vorhanden sein müssen. Wenn das Stück allzu leicht aufführbar ist, fehlt bestimmt etwas, wenn es sehr schwer ist, geht es an der liturgischen Praxis vorbei. Natürlich muss man proben, natürlich ist es mühsam und die musikalische Entwicklung bringt es mit sich, dass das eine oder andere manchmal etwas schwieriger gerät, diese Gratwanderung bleibt bestehen, nicht erst seit dem Zweiten Vatikanum und seinen liturgischen Erneuerungsimpulsen. Letztlich war diese Gratwanderung auch für die Cäcilianer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegeben. Damals war es eben die schwülstige Harmonik à la Wagner, die ein Problem darstellte. Das Thema besteht seit den Anfängen der Kirchenmusik.

Was ist ihre Haltung in der seit Jahrhunderten diskutierten Frage nach der Stellung der Musik innerhalb des liturgischen Geschehens. Ist sie dem gesprochenen Wort gleich gestellt, oder ist sie dessen ancilla, eine Magd, die bloß dienende Funktion hat?

Sie war bis zum Zweiten Vatikanum in fast allen Bereichen die ancilla. Das hat sich mittlerweile ein wenig geändert. Es gibt jetzt auch „Musik an sich“, bei der alle sitzen und zuhören, und es gibt weiterhin begleitende Musik. Dass man diese Unterscheidung wieder präsent gemacht hat, ist sehr wichtig. In einem evangelischen Gottesdienst ist etwa das Orgelvorspiel zu Beginn bereits Teil der Liturgie und alle sitzen und hören zu, in einer katholischen



Peter Planyavsky, Studium an der Musikhochschule Wien: Orgel, Komposition und Improvisation (bei Anton Heiller), Klavier (bei Hilde Seidlhofer) und Dirigieren (bei Hans Gillesberger). Ab 1968 Organist im Stift Schlägl. Von 1969 bis 2004 Organist am Wiener Stephansdom, ab 1980 Professor an der Wiener Musikhochschule, jetzt Musikuniversität. Zahlreiche Schallplatten und CDs.

■ **Momentan werden wieder öfter Lieder aus der Romantik gesungen, was auch Einiges über die Kirche aussagt.**

Messe ist es stets begleitend. Darauf muss man sich als Kirchenmusiker einstellen. Es ist unpassend, etwas zur Gabenbereitung zu komponieren, das eine Viertelstunde dauert, denn die Gabenbereitung ist viel kürzer. Eine Meditation zur Kommunion kann länger sein, aber auch hier muss man sich informieren, wie groß die Kirche ist und wie viele Menschen zur Kommunion erwartet werden. Der Musiker muss in diesen Fällen also auf die Liturgie eingehen und sich darüber klar sein, dass seine Komposition begleitende Funktion hat.

Sie schauen mittlerweile auf vier Jahrzehnte kirchenmusikalischer Entwicklung zurück. Wie beurteilen Sie den momentanen Zustand der katholischen liturgischen Musik?

Es hängt immer an einzelnen Personen. Wenn ein engagierter Kirchenmusiker auf einen interessierten Pfarrer trifft, einen Pfarrer, der Gefühl für liturgische Musik hat und es dem Musiker zutraut und zugesteht, Ideen zu haben, dann ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass dort zeitgemäße Kirchenmusik auf hohem Niveau möglich wird. Insgesamt muss man feststellen, dass sich die breite Kirchenmüdigkeit der Menschen unter anderem in einer Finanzmüdigkeit der Kirche niederschlägt, und das wird oft als Ausrede gebraucht, wenn es um die Frage geht, ob man sich Kirchenmusik leisten kann und soll. Aber es bleibt eine Ausrede, denn Qualität muss nicht viel kosten.

Stimmen sie der Meinung des Kölner Organisten Peter Bares zu, der meint, das neue geistliche Lied sei mit seinen modernen Rhythmen wie Weißbrot, mit dem man sich die Zähne verderbe?

Man soll nicht meinen, dieser Stil sei gut und jener schlecht. Das hat es im Verlauf der Kirchemusikgeschichte immer wieder gegeben. Es gibt gute und schlechte Musik, und es gibt einen hohen und einen niederen Schwierigkeitsgrad. Das neue geistliche Lied ist inzwischen der Normalfall geworden und nicht mehr ein Nischenprogramm, das aus irgendwelchen zerfledderten Heftchen musiziert wird. Inzwischen gibt es diese Lieder in jedem Diözesananhang zum Gotteslob und es werden Workshops

veranstaltet, um auch auf diesem Gebiet qualitätvolles Musizieren zu fördern. Das neue geistliche Lied ist ein Kirchenmusikstil unter mehreren und es hat die ernste Musik befruchtet und umgekehrt.

Gerät im Zuge dieser Entwicklung das alte Liedgut in Vergessenheit?

Es gibt einen Kanon an Liedern, der wird immer bestehen bleiben. Manches andere ist zeitbedingt und ist in beständigem Wandel, adjustiert sich sozusagen am Zeitgeist. Momentan werden wieder öfter Lieder aus der Romantik gesungen, was auch Einiges über die Kirche aussagt.

Wenn man sich vor Augen hält, dass sehr viele zeitgenössische Komponisten einen Gutteil ihrer Werke „für die Schublade“ schreiben, dann wird einem klar, dass Kirchenmusiker hier in einer weit besseren Situation sind, denn was sie komponieren wird meist auch aufgeführt.

Das stimmt. Für uns gibt es einen konkreten Anlass, einen konkreten Text und ein konkretes Ensemble. Wenn man bei der Komposition das Niveau der Protagonisten einkalkuliert, dann stehen die Chancen sehr gut, dass die Noten auch erklingen werden.

Was sich in ihrem Werk immer wieder manifestiert hat ist, Sie wollen keine bloße Zuhörerschaft in den Kirchenbänken, sondern eine mitsingende Gemeinde.

Die Gemeindebeteiligung an der Liturgie und damit auch an der Kirchenmusik ist durch das Zweite Vatikanum neu definiert worden. Immer wieder gibt es Diskussionen über das Thema, ob das Niveau der Musik gemindert wird, wenn der Gemeinde darin ein aktiver Part übertragen wird, also wenn sie an verschiedenen Stellen der Komposition eine Melodiephrase zu singen hat. Es ist wohl richtig, dass eine Gemeinde mit einer Zwölftonkomposition im vierstimmigen Satz überfordert wäre, aber das ist eben unsere schwerste Aufgabe als Kirchenkomponisten, dass wir unseren zeitgenössischen Stil einbringen und ihn so adjustieren, dass eine Gemeindebeteiligung möglich ist. Es ist eine eigene Fertigkeit, aber es ist möglich.